

Kolibri, aus den prachtvollsten Steinen so künstlich zusammengeleget, daß natürliche Form und Farbe getreu dadurch nachgeahmet werden, und der da nur wie ein Nebenschmuck angebracht ist.

Plötzlich öffnen sich des Tempels beide Flügelthüren. Zugleich ertönt eine süße, schmelzende Musik, und man erblickt einen chinesischen Taschenspieler hinter einem Tische sitzend, auf allen Seiten von Spiegeln umgeben. Seine Augen, seine Lippen und sein Kopf bewegen sich immer stärker, je lebhafter die Musik wird, besonders aber, wenn der Kolibri zu singen beginnt, indem er seinen Schnabel öffnet, seine Flügel und seinen funkelnden Schwanz ausbreitet.

Der Taschenspieler erhebt sich nun, verneigt sich, scheint die gebräuchliche Vorrede zu seinen Tours de passe-passe zu halten, während ein Fliegenvogel, der in einem goldenen Blumenkorbe ruhet, durch sein Gezwitscher ankündigt, daß sein Herr das große Werk beginnen wird. Dieser beginnt nun wirklich zu arbeiten, indem er bald den einen, bald den andern Arm erhebt, bald rechts, bald links die Becher erhebt oder niederlegt, und eine Menge Kugeln, Bälle, verschiedenartige Früchte und besonders den kleinen Fliegenvogel eskamotirt, der zweimal aus seinem Korbe unter den Zauberbecher gehert wird. Ein solches Wunder scheint unglaublich; man muß es mit eigenen Augen sehen. Die ganze Vorstellung dauert nur vier Minuten, wonach des Tempels Flügelthüren sich von selbst wieder verschließen. Die Stunde schlägt dann eben so einfach und ruhig, als bei der ersten besten Schwarzwälderuhr. Und sollte man es glauben, diese ganze außerordentliche Mechanik befindet sich nur in einem Raume von 20 Zoll Höhe, 14 Zoll Breite und 9 Zoll Dicke, obgleich sie aus fünftausend Stücken von der vollkommensten Arbeit besteht. Das Werk geht mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Drei sehr hübsche Musikstückchen kann man nach Willkür spielen lassen, und zwar bald dieses, bald jenes, nach eigener Wahl und so lange man wünscht. Auch der Taschenspieler ist unermüdet, und beginnt seine Arbeit, sobald die Musik ertönt. — Kann man, nach solchem Beweise, an den Fortschritten der Gewerthätigkeit noch zweifeln?

Statistisches. Es giebt in Europa 49 souveräne christliche Fürstenhäuser, welche 342 Prinzen (die regierenden Königinnen eingeschlossen) zählen, von denen 5 der griechischen, 111 der katholischen und 226 der protestantischen Kirche angehören.

Von 49 souveränen Fürstenhäusern sind eines (das russische) griechischer, 18 katholischer und 30 protestantischer Confession, welche Lutheraner und Reformirte umfaßt.

Diese 49 souveränen Fürstenhäuser des christlichen Europa beherrschen in Europa 142,091 Quadratmeilen Land mit 233 Millionen Einwohnern; mit Einschluß ihrer außereuropäischen Besitzungen aber 513,054 Q. M. mit 371½ Millionen Einwohnern.

I. In Europa allein besitzen

- 1) das griechische Haus 142,091 Q. Meilen mit 40 Millionen Einwohnern;
- 2) die 19 katholischen Häuser 40,066 Q. Meilen mit 113 Millionen Einwohnern.

Dagegen II. mit Einschluß ihrer Besitzungen in anderen Erdtheilen, wobei jedoch Algier als noch ungewisse und keinen festen Grenzen unterworfenene Besizung außer Rechnung gelassen ist, besitzen

1) das griechische Fürstenhaus 320 Q. Meilen mit 61,500,000 Einwohnern;

2) die katholischen Fürstenhäuser 75,571 Q. Meilen mit 118,500,000 Einwohnern.

3) die protestantischen Häuser 117,381 Q. Meilen mit 191,500,000 Einwohnern.

Poesie der Schwindsucht. Hat es schon Bulwer versucht, in seinem „Pilgrim am Rheine“ die poetische Seite der Schwindsucht zu schildern, so ist es Boz im „Nickelby“ wirklich gelungen in Smike's Figur. „Es giebt eine schreckliche Krankheit,“ sagt er, „welche ihr Opfer zum Tode vorbereitet, dasselbe von dem größern Aussehen läutert und fast nur überirdische Andeutungen von der nahenden Veränderung zeigt, — eine schreckliche Krankheit, bei welcher der Kampf zwischen Geist und Körper so allmählig, so ruhig, so feierlich und das Resultat so sicher ist, daß Tag für Tag und Gran für Gran der sterbliche Theil hinwegweicht und schwindet, der Geist aber in Folge der erleichterten Last freier und leichter wird und die nahe Unsterblichkeit ahnt, — eine Krankheit, in welcher Tod und Leben so unverkennbar mit einander verschmolzen sind, daß der Tod die Farbe und Wärme des Lebens, das Leben dagegen die schreckbare dürre Gestalt des Todes annimmt — eine Krankheit, welche die Heilkunst nicht zu heilen weiß, die durch keinen Reichthum abzuwenden ist, und die auch die Armuth nicht verschont, — die bisweilen mit Riesenschritten eilt, bisweilen träge und langsam schleicht, aber immer, sie mag schnell und langsam wirken, ihr Ziel sicher erreicht. Gewiß hat das Lächeln der Sterbenden nie etwas Ueberirdischen, Seligeren, als bei Schwindsüchtigen. Sie schlummern und lächeln und sprechen von schönen Gärten und Thälern, in denen liebe Verwandte und Freunde, Frauen und Mädchen und Kinder herumwandeln, und Kranke dieser Art haben mit den Angehörigen den Trost, daß sie den schönsten und leichtesten Tod sterben, wo dem freien Geiste schon auf dem Sterbebette in den lieblichsten Visionen das ewige Leben sich aufthut.“

Ein Brief von Walter Scott. An den sehr ehrenwerthen Lord Byron. — Mylord! Lange schon schuldige ich Ihnen meine besten Dankfagungen für den ungewöhnlichen Genuß, den die Lektüre Ihres höchst geist- und kraftvollen Fragments mir verschafft. Kaum würde ich es jedoch gewagt haben, Ihnen diese Dankfagungen zu bieten, wohl wissend, wie Sie überfluthet werden müssen von ungeforderten Belobungs-Aufdrängungen — (die immer aussehen, als ob der Schreiber seine Meinung noch einmal so hoch schätzt, als sie werth sein mag) — wenn ich nicht heute erfahren hätte, daß Ihr gütiges Uberschicken des Gedichtes mir einen Entschuldigungsgrund darbiete, davon zu reden. Ich empfing es nicht früher wegen meiner Abwesenheit von Edinburg, wo es ruhig in meinem Hause in Castle Street lag, so daß ich undankbar scheinen mußte, wo ich in Wahrheit nur bescheiden war. Das letzte Verbrechen kann als bei einem Juristen und Poeten nicht ge-